

# Genossenschaftliche Rundschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Die Vorkämpferin : verfocht die Interessen der arbeitenden Frauen**

Band (Jahr): **10 (1915)**

Heft 7

PDF erstellt am: **25.09.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*  
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, [www.library.ethz.ch](http://www.library.ethz.ch)

<http://www.e-periodica.ch>

gibt nicht einmal ein Brot. Ich frage nun, ist das gerecht? Käme jetzt dieses gute Geld, das man beschämend wo anders hintragen muß, nicht auch dem eignen Verein, dem man jahrelang angehört, zu gut?

Bitte, verzeihen Sie meine Offenherzigkeit und haben Sie ein wenig Mitgefühl für eine arme Proletarierfamilie, die nur ihre Rechte zu verteidigen sucht und nicht weiß, wie sich wehren."

\*

Hierzu schreibt der Genosse:

Dies der Brief, den auch Tausende anderer Frauen geschrieben haben könnten. Denn Tausende sind jedenfalls in gleicher Lage. Er gibt uns eine ernste Mahnung. Unsere Genossenschaften haben etwas versäumt, das sie so bald wie möglich nachholen sollten: Die Gründung und Aeufernung von Notfonds für ihre Mitglieder. In anderen Ländern ist man längst dazu herangeschritten, zuerst in der „Produktion“ in Hamburg.

Da bemühen wir uns, Mitglieder zu werben, sie aus der Schuldnenschaft und dem ewigen Borgen herauszureißen und sie zur Barzahlung zu bringen. Wir bemühen uns, sie zur genossenschaftlichen Treue heranzuziehen. Dann kommt die Not der schweren Zeit. Lange schränken sich die Leute ein, um dem Verein treu bleiben zu können. Endlich kommt der psychologische Moment, wo die Not sie zwingt, einen bescheidenen Kredit zu erbitten. Der wird aus Furcht vor Verlust verweigert. Und dann geht die treue Seele mit Schamröte auf den Wangen in ein anderes Geschäft — wo man ihr gern den Kredit gibt. Wieviele gehen dadurch der Genossenschaft wieder verloren?

Würden wir einen Teil der Rückvergütung von jedem Mitgliede als sein Eigentum an einen Notfonds zurückbehalten, die Mitglieder aneifern, in der guten Zeit durch kleine Sparanlagen den Notfonds zu vergrößern bis auf einen bestimmten Betrag, um dann daraus Kredit geben zu können in der bösen Zeit — dann bekämen wir nicht nur ein größeres Betriebskapital — wir könnten die Mitglieder auch in der schweren Zeit der Genossenschaft erhalten, ja sie immer fester an uns ketten und mit genossenschaftlichem Geist erfüllen.

Beherzigen wir diese ernste Mahnung.

\*

Die Frauenkommission des Lebensmittelvereins Zürich (L. V. Z.) hat sich von allem Anfang an mit der Schaffung eines Notfonds befaßt. In einer Zuschrift an die Geschäftsleitung vom 11. Mai 1914 erörterte sie einen der gangbaren Wege und sprach dabei die Hoffnung aus, daß ihre Anregung zu einer vorteilhaften Regelung der Frage beitragen möchte. Diese kommt nun neuerdings in Fluß. An zwei größeren Propagandaversammlungen, welche die Frauenkommission in Zürich in den letzten Tagen veranstaltete, gelangten die beiden folgenden Anträge zur einstimmigen Annahme:

1. Einführung einer Sammelkarte mit 50 Feldern für Zehnrapenmarken. Ist die Karte gefüllt, wird der Betrag von fünf Franken auf den Geschäftsanteil übertragen.

2. Schaffung eines Notfonds gegründet auf Selbsthilfe. Jedes der Mitglieder öffnet durch Zumdung eines Teiles oder der ganzen Rückvergütung, sowie durch Bareinlagen einen Fonds bis zur Höhe von Fr. 100.—. In Notfällen wird der Betrag, der über den Geschäftsanteil hinausgeht, dem Einzahler ganz oder teilweise zur Verfügung gestellt.

Die Frauenkommission wird ersucht, über diese beiden Anregungen entsprechende Vorlagen auszuarbeiten zur Ueberweisung an den Aufsichts- und Genossenschaftsrat.

## Genossenschaftliche Rundschau.

Aus Deutschland. Die Warenvermittlung der Konsumvereine besorgt bekanntlich in Deutschland nicht wie bei uns der genossenschaftliche Zentralverband, sondern eine demselben angegliederte **Großeinkaufsgesellschaft**. Dieselbe (die G. E. G.) berichtet über das Geschäftsjahr 1914 folgende Tatsachen, die natürlich auch sehr von der Beeinflussung durch den Krieg zeugen. Die Kriegsmonate August-Dezember weisen einen Umsatzrückgang von über vier Millionen Mark auf; doch brachten Januar-Juli eine Steigerung von über 7½ Millionen Mark, so daß doch im ganzen eine Umsatzvermehrung von 2,26 Prozent zu verzeichnen ist (fast ebensoviele wie in der Schweiz). Der Umsatz beträgt 157½ Millionen Mark. Zurückgegangen sind ebenfalls die Einlagen auf der Bankabteilung, die Anfang 1914 25¼ Millionen Mark, Ende 1914 nur 20 Millionen Mark betragen. Auch die zahlreichen Betriebe der **Eigenproduktion** (Seifenfabrik, Zigarren- und Rautabakfabrik, Zündholz-, Kisten- und Senffabrik, Leigwarenfabrik) erlitten zum Teil empfindliche Störungen, haben aber, außer den Zigarrenbetrieben, die kurze Zeit geschlossen werden mußten, doch alle eine Umsatzsteigerung zu verzeichnen, die allerdings wohl auf Rechnung des ersten friedlichen Halbjahres zu setzen ist. Neu fertiggestellt wurde die Leigwarenfabrik und eine zweite Seifenfabrik (in Düsseldorf), angekauft ein Grundstück zur Errichtung einer **Wohnkolonie** für die Arbeiter und Angestellten der Seifenfabrik in Gröba. Die G. E. G. beschäftigte im ganzen 2015 Personen (1145 männliche, 870 weibliche) und zahlte an Gehältern und Löhnen 1½ Millionen Mark. Die „Konsumgenossenschaftliche Rundschau“ bemerkt zu dem Bericht: „Den Tagen standhaften Durchhaltens werden die Tage glänzenden Aufstiegs folgen, wenn der genossenschaftliche Geist und die genossenschaftliche Erkenntnis im großen wie im kleinen Richtschnur all unseres Handelns bleibt“.

Anders als dieser Bericht aber mutet uns die Kunde der **belgischen Genossenschaften** an, die freilich nur lückenhaft berichten können. Sie können nicht abschätzen, in wie weit sie in all dem Elend ihren Mitgliedern Erleichterungen schaffen konnten, noch viel weniger können sie ermessen, welcher ungeheuren Schaden der Bewegung durch den Krieg erwachsen ist. Requirierung, Blünderung, Beschießung und Brand haben in den blühenden belgischen Konsumvereinen gehauert, die Not der Bevölkerung nahm den Kredit der verichonten Genossenschaften fast bis zur Erschöpfung

in Anspruch, und wir verstehen die bange Frage des Berichtes: „Was wird von der Genossenschaftsbewegung übrig bleiben?“ Soffentlich hat die **genossenschaftliche Hilfeleistung**, welche die **britische** Genossenschaftsunion ins Leben ruft, um die leidende belgische Bewegung sowohl, als auch die Konsumvereine der vom Kriege heimgesuchten **französischen** Gegenden zu unterstützen, einen guten Erfolg. Gerade in dieser Zeit dererspaltung und Anfeindung sollten die Genossenschaftler mehr als je zeigen, daß sie auf einander angewiesen sind und für und mit einander arbeiten wollen.

Troßdem geht heute auch durch die genossenschaftliche Internationale der Riß; sie konnte als abhängiger Wirtschaftskörper davon nicht verschont bleiben. **Daß diese Trennung aber nur eine äußerliche bleibe** und in den Genossenschaften selbst nicht Raum finde, wird eine wichtige „**Kriegsaufgabe**“ der Bewegung sein. Und erfreulicherweise waren es die **Frauen** zuerst, die sich dieser Aufgabe erinnerten. Von den **österreichischen** Genossenschaftlerinnen ging die Anregung zu einer internationalen **Konferenz** der genossenschaftlichen Frauenorganisationen aus, der holländische kooperativer Frauenbund wollte im Haag Gastgeber sein; englische und österreichische Frauen hatten ihr Kommen zugesagt. Aber „höhere“, d. h. kriegerische — Mächte verunmöglichten das Unternehmen, das gewiß nicht nur symbolische Bedeutung als Friedenskundgebung gehabt hätte, sondern auch wertvolle praktische Anregung für die Arbeit der Frauenorganisationen hätte geben können. d. s.

## Das Luftschloß.

(Ein Bündner Märchen.)

Bieder war tot, wer zweifelte daran? Und es saß einer neben ihm, der ihn aufrichtig betrauerte, obwohl die Leiche keinem Menschen angehörte. — Den breiten gelben Schnabel aufgesperrt, die ziegelroten Beine an das schillernde, schwarze Gefieder gezogen, lag ein Vogel da. Es war eine Feuerkrähe\*, die ein alter Arbeiter wehmütig betrachtete. 25 Jahre lang war das Tierchen sein Freund und Gefährte gewesen, nachdem er es einmal beim Besteigen eines Berggipfels sturmwund aufgefunden hatte.

Die Tatsache, daß der Vogel nicht mehr da sein würde, stand fest. Niemals würde er mehr die Speckbrötchen aus seiner Hand nehmen, ihn zum Arbeitsplatz begleiten und ihn aus weiter Ferne schon mit seinem „rrhu, rrhu, rrhu“ begrüßen. Große in der Welt enden oft durch Gift und so mußte es auch der Krähe gegangen sein. Wie alle rabenartigen Vögel war sie mit der Erbünde des Stehlens belastet und man sagte im Ernst, sie sei es gewesen, die ein funkelndes Louisdorstück der Gastwirtin vom Tisch gepickt habe. Der Pflegevater des Vogels wußte nicht, daß die hübsche dralle Frau, die um ihr Reisegeld gefommen war, dem armen Bieder auf einer glänzenden Schale Bittermandelfuchen gebeizt hatte. Das war der letzte fette Todesbissen gewesen. —

\* Feuerkrähe, Corvus pyrrhocorva, auch Alpendohle.

Aber der Alte erkannte plötzlich, welche Macht vom Besitz ausgeht. Er dachte an das Goldstück, er dachte an die Wirtin, die ihn verhöhnt hatte: „Sie, der nicht einmal eine Scholle Erde oder eine Lattenbude als eigen hat, wollen so diebische und gemeinschädliche Tiere halten!“

Dumpf wie ein alter Eisbär brütete er vor sich hin. Land, Land mußte er haben, auch wenn es ihn seine letzten rüstigen Jahre kostete. Wie traurig ist es, so ein alter Habenicht zu sein!

Da klopfte es ganz leise ans Fenster und eine wunderschöne Frau in rosenroten Flor gekleidet, bat um Einlaß.

„Ich bin kein Freund von Weibern!“ brummte der Arbeiter, „Frauenzimmer kann ich entbehren, wenn Ihr mir nur den Vogel wieder lebendig machen könntet, das wäre was Gescheites!“

„Das ist mir leider nicht möglich,“ erwiderte die Fee, „ich bin die Ausschmückerin des Menschenlebens, ich errichte Säulen, ich pflanze Gärten und baue Paläste; letztere kann ich freilich nur mit Raufgold und Rosenblättern mauern. Gib nur acht, Alter, ich will dich bald zum Hausbesitzer machen!“

Der Arbeiter staunte — die Fee erbaute Schlösser und große Herrenhäuser. „Da geh ich nicht hinein,“ schalt der Graukopf, „denn da ist kein einziges Schwalbennest. Wo die Schwalben nicht hinkommen, da gibt es Streit und „böse Rippen.“

Nun baute die Fee viereckige einfache Häuser mit rötlichem, grauem oder weißem Bewurf und grünen Fensterläden, Wohnungen für Beamte und Kaufleute. „Ach geht doch,“ schalt der Mann wieder, „da bleibt auch keine Schwalbe. Wie nüchtern und langweilig sehen solche Steinkästen aus. Wenn ich da wohnte, würde ich wie die Wirtin werden, die mir den Vogel getötet hat.“

Da verschwand alles wieder. Die regelmäßigen, mit üppig fetten Rhabarberstauden und Mohn bewachsenen Gärten wurden zu Ried und Wiese. Nun erhob sich auch ein gelbbraunes, hübsches Holzhäuschen, das aber schon etwas im Zerfall war. An einigen Orten hatten die Latten braune Flecken von dunklerer Farbe und die Steine auf dem Schindeldach waren mit gelbroten und grünlichen Flechten bemalt.

„Nun,“ fragte die Fee.

Der Alte nickte und deutete freudestrahlend nach dem Giebel, auf den eben zwei stahlfarbene Schwalben zuflogen, um innen im Estrichboden ihre Nester zu beziehen.

„Ich sage Euch nur, schöne Frau“, fügte er bei, „verwittert mir die Mauern noch mehr, das Luftschloß muß noch älter sein; da vorn an die Tür gehört ein gewaltiger Holderstrauch, von der Art, die im Herbst korallrote Beeren\* in kleinen Traubenbüscheln trägt.“ Der Holder deckte sich mit unzähligen grün-gelben Blütenbüscheln.

„Nun möchte ich, daß es Ostern wäre,“ bat der alte Mann, in der Stube stehe ein langer Tisch mit zwei Reihen blaugeblühter Trinkschalen. Ich lade die ärmsten und bleichsten Schulkinder ein, jedes bekommt ein Beckelchen Milch und einen knu-

\* Roter Hholder = Traubenholder, Sambucus racemosa, Bergpflanze.